

Der theologisch überqualifizierte Esel und wie daraus ein Schäferhund wurde

Es war irgendwann um das Jahr 1968. Zweite Klasse Volksschule. Religionsheft. Die Aufgabe klang schlicht: „**Jesus zieht in Jerusalem ein.**“ Für mich wurde daraus eine zeichnerische Grenzerfahrung – genauer gesagt: eine Begegnung mit dem Esel als pädagogischer Herausforderung. Jesus ließ sich noch halbwegs bewältigen, Palmen gingen notdürftig – doch der Esel verweigerte sich konsequent jeder überzeugenden Gestalt. Er geriet entweder zu klein, zu schief oder nahm Züge eines Wesens an, das weder biblisch noch zoologisch eindeutig einzuordnen war. Also rief ich die höchste verfügbare Instanz an: meinen Vater. Ein Mann, der sonst bis spät in die Nacht über seinen Unterlagen für sein Ingenieur-Fernstudium SGD in Darmstadt / Hessen saß – und nun plötzlich mir gegenüber am Küchentisch Platz nahm. Er griff zum Bleistift. Und dann geschah etwas, das man rückblickend als eine Art interdisziplinäre Sternstunde bezeichnen könnte: Ingenieurwesen traf auf Religionspädagogik.

Linie für Linie entstand ein Bild. Und dann – der Esel. Dieser Esel war... nun ja: bemerkenswert. Er hatte Ausdruck, Würde, eine gewisse Altersweisheit im Blick. Der Kopf leicht betont, die Anatomie überzeugend, das Fell differenziert – ein Tier, das nicht nur trug, sondern beinahe eine eigene theologische Position zu vertreten schien. Kurzum: ein Esel, der sich sehen lassen konnte. Ich war begeistert. Am nächsten Tag dann die schulische Evaluation. Der Religionslehrer betrachtete das Bild. Schweigen. Nachdenklichkeit. Und schließlich das Urteil:

Nicht anerkennungsfähig.

Der Grund lag – wie sich herausstellte – nicht bei Jesus. Auch nicht bei den Palmen. Sondern beim Esel. Er sei, so wurde vorsichtig formuliert, **zu gut gelungen**. Man könnte sagen: Die Darstellung hatte ein Ungleichgewicht erzeugt. Der Esel hatte eine Präsenz entwickelt, die das zentrale Heilsgeschehen in den Schatten zu stellen drohte. Für mich als Kind war das ein schwerer Schlag. Doch – und hier beginnt die eigentliche Pointe – meine Eltern reagierten großzügig. Vielleicht aus Mitgefühl. Vielleicht aus stillem Protest gegen eselbedingte Bewertungsmaßstäbe.

Jedenfalls wurde mir etwas in Aussicht gestellt, das meine kindliche Vorstellungskraft vollständig überstieg: Ein echter Esel. Ein junger Esel. Dieser sollte – so der Plan – im Sommer mitgebracht werden. Die Route war klar definiert: Zuerst der jährliche Urlaub in Jugoslawien, dann der Besuch bei den Verwandten meines Vaters einem Bauernhof mit Urlaubszimmer am Millstättersee in Kärnten, – und von dort der Insel Raab sollte er kommen: mein Esel. Ich sah es förmlich vor mir: Der Esel auf Reisen. Grenzübertritt vermutlich unkompliziert – er hatte ja nichts zu verzollen. Ankunft in Lichtenberg. Ein eigener Stall. Ein Leben mit einem Tier, das mir nicht nur zeichnerisch, sondern nun auch existenziell verbunden war. Ich wartete. Ich freute mich. Ich plante bereits erste Gespräche mit ihm.

Und dann... kam kein Esel. Dabei war der Wunsch so konkret wie selten im Leben eines Zweitklasslers. Auf der Insel Rab in Jugoslawien, unter den Pinienbäumen, hatten wir sie gesehen – diese ruhigen, klugen, ein wenig eigensinnigen Tiere. Dort hatte sich in mir ein Entschluss gebildet, der sich völlig selbstverständlich anfühlte: So einen nehme ich mit. Der Plan war – aus meiner Sicht – völlig schlüssig: Nach dem Urlaub, nach dem Besuch bei den Verwandten Haus Rieser vulgo Lechner am Millstättersee in Kärnten, würde ein junger Esel Teil unserer Heimreise werden. Ziel: Lichtenberg. Ausstattung: Stall. Perspektive: eine große gemeinsame Zukunft. Ich wartete. Ich sah ihn schon vor mir. Und dann... kam kein Esel. Stattdessen bekam ich einen deutschen Schäferhund. Nicht irgendeinen – sondern einen mit Herkunft, mit Linie, mit beinahe amtlicher Würde: „**Doni vom Quellwinkel**“ aus Sierninghofen bei Steyr – also aus jener Gegend, die in unserer Familiengeschichte – dem Elternhaus meiner Mutter und von meinem Urgroßvater dem Brunnenbaumeister Johann Obermayr ohnehin fest verankert war. Ein guter Hund. Ein ausgesprochen gutmütiger Hund. Ein Hund, der bewusst ausgewählt wurde – mit einem gewissen pädagogischen Fingerspitzengefühl. Und zugleich: ein wenig tollpatschig, gelegentlich mehr Herz als Präzision. Wenn ich heute daran zurückdenke, dann verdichtet sich alles in einer Einsicht, die man so im Religionsunterricht kaum findet:

Wer unter Pinienbäumen auf der Insel Rab einen Esel ins Herz schließt und im Heft einen allzu überzeugenden zeichnet, der bekommt am Ende keinen Esel – sondern „Doni vom Quellwinkel“ aus Sierninghofen bei Steyr – einen gutmütigen Schäferhund mit Stammbaum, der zwar keinen Einzug nach Jerusalem hinlegt, dafür aber zuverlässig den Garten umgräbt und jeden Besucher anbellt.

